



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

-er : Aus dem griechischen Altherthum : die Heldensagen des Alterthums
und des Mittelalters.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

fällig klingt, weil wir die Silben nicht bloß zählen, sondern messen, so reicht für den ersten unser Athem nicht aus. Die Griechen haben längere Worte, sie haben eine freiere, elastischer gegliederte Construction. Bei uns verführen alle jene Versmaße augenblicklich zur Rhetorik. Durch nichts wird aber die dramatische Action so gehemmt, als durch eine ununterbrochen feierliche Stimmung. Nachahmen kann unsere geschmeidige Sprache alles, haben wir doch auch die zerhackten calderonischen Rhythmen bei uns eingeführt, aber freilich klingen sie bei uns ganz anders als bei den Spaniern, wo der Reim sich von selbst darbietet, während wir ihn mühsam suchen müssen.

Wenn die realistischen Neigungen der neuern Zeit unsere Dichter zu manchen Abwegen verleitet haben, wenn die schillerische Schule leichtem Köpfen den Zugang zur Bühne erleichtert hat, so können wir doch beides, wenn die dramatische Kunst sich naturgemäß entwickeln soll, nicht umgehen, und namentlich sollten Dichter, deren Bildung das productive Talent überwiegt, streng an der Tradition festhalten, damit die Brücke, die uns zur Vergangenheit führt, nicht abgebrochen wird. Wenn ein wirklicher Genius kommt, so wird er vielleicht auch eine neue Form hervorbringen, der die Kritik sich fügen muß wie die Masse; dem bloßen Talent gegenüber muß man conservativ sein.

J. S.

Aus dem griechischen Alterthum.

Die Heldenfagen des Alterthums und des Mittelalters.

Ein großer Vorzug von Grote's Geschichte Griechenlands besteht darin, daß dem Verfasser überall Analogien und Gegenbilder aus andern Perioden der Geschichte zu Gebote stehn, die häufig ein überraschendes Licht auf den grade in Betracht gezogenen Gegenstand werfen. Nichts ist so geeignet, das Urtheil über zweifelhafte Fälle festzustellen, als die Erinnerung an solche entsprechende Fälle, über die das Urtheil sich fixirt hat. Grote besitzt alle Eigenschaften im höchsten Grade, die zu solchen Vergleichen erforderlich sind. Seine Kenntniß der Geschichte aller Zeiten und Länder, der Literaturen aller Völker, der Culturzustände durch die ganze Stufenleiter menschlicher Entwicklung, von der Rohheit kalmyckischer Hürden und indianischer Kraals bis zu der Eleganz moderner europäischer Höfe — ist von einer staunenswürdigen Universalität; und seine Methode, Beispiele, über deren Bedeutung alle Welt einig ist, zur Beleuchtung solcher anzuwenden, über welche die Urtheile nach den entgegengesetzten Extremen auseinandergehen, ist stets äußerst besonnen und vorsichtig, daher die Wirkung auch gewöhnlich um so überraschender. Daß

auch für das richtige Verständniß der griechischen Mythologie die Kenntniß der Sage und des Götterglaubens in andern Ländern und zu andern Zeiten höchst wichtig ist, hat unter andern schon Otfried Müller anerkannt. Erscheinungen und Vorzüge der Sagenbildung und des Sagenlaubens im Mittelalter, im Norden von Europa, im alten Persien und Indien, über deren Natur kein Zweifel ist, sind am besten geeignet, entsprechende dunkle Partien der griechischen Mythologie ins richtige Licht zu setzen. Die höchst interessante Vergleichung, die Grote im siebzehnten Capitel des von Dr. Fischer übersetzten Bandes zwischen den katholischen Heiligenlegenden und dem romantischen Heldengedicht im Mittelalter einerseits und dem griechischen Mythos andererseits angestellt hat, wird dies, wie wir hoffen, deutlich zeigen.

Zwischen der griechischen und der mittelalterlichen Sagenpoesie ist ein sehr wesentlicher Unterschied. Der Genius des griechischen Volks vollendete seine Entwicklung aus der Jugend zum männlichen Alter aus eigener Kraft, ohne fremde Einflüsse und Unterstützungen: aus dem frommen Glauben des Sagenzeitalters geschah der Uebergang zu historischer Betrachtung und vernunftgemäßer Kritik allmählig ohne gewaltsame Eingriffe von außen oder eine zwangsweise hervorgebrachte Veränderung in der Sinnes- und Gefühlsweise der Nation. Der Abstand zwischen Homer und Hesiod einerseits und Thucydides und Aristoteles andererseits ist ungeheuer; aber die Durchmessung dieses Abstandes ist durch einen naturgemäßen ungestörten Fortschritt geschehen; die Entwicklung der griechischen Nation (und das ist einer ihrer Hauptvorzüge) ist eine organische, von innen heraus erwachsene gewesen. Wenn also auch das sittliche Gefühl und das kritische Urtheil im Zeitalter des Perikles und Alexander dem Bewußtsein der sagenbildenden Periode entwachsen war, so blieben ihre Schöpfungen immer noch Gegenstand der Liebe und Verehrung und behielten ihren Einfluß auf die geistige Bildung der spätern Griechen.

Ganz anders erfolgte die Entwicklung der germanischen Stämme in Mitteleuropa. Sie wurde ganz und gar durch einen fremden Einfluß bewirkt, die Germanen empfangen nicht nur ihre Cultur, sondern auch, was hier am wichtigsten ist, eine neue Religion von den Römern. So erfolgte ein vollständiger Bruch mit der Vergangenheit, die Gestalten, die das sagenbildende Zeitalter geschaffen hatte, wurden auf einmal von ihren Stellen gestürzt. Wodan und Thor, Baldur und Freia fielen von ihren Thronen, und die Neubekehrten, die natürlich nicht im Stande waren, sogleich allen Glauben an die Realität der so lange angebeteten Götter aufzugeben, hatten die Wahl, sie fernerhin als Menschen oder als böse Geister anzusehen. Die lateinisch gebildete Priesterschaft bildete eine Phalanx, die den Gläubigen und Verbreitern der alten Bardenlieder feindlich gegenüberstand: die lateinische Literatur verband sich mit dem Christenthum, um die alten Götter- und Heroenmythen zu verdrängen.

Es ist ein für das gewaltige, seinem Zeitalter weit vorausgeschrittene Genie Karls des Großen sehr charakteristisches Factum, daß er die Schöpfungen des heidnischen Glaubens, den er mit den härtesten Zwangsmitteln bekämpfte, doch als Denkmäler einer merkwürdigen Vergangenheit zu erhalten bestrebt war; seine Sorge für die Aufzeichnung der alten heidnischen Gesänge ist bekannt. Sein Sohn Ludwig der Fromme repräsentirt den Standpunkt seiner Zeit dafür um so genauer. Er hatte die alten Bardenlieder als Knabe gelernt, verabscheute sie aber in seinem reifern Alter so sehr, daß er nie dazu gebracht werden konnte, sie zu wiederholen oder zu dulden.

Wie im griechischen Alterthum die Stammbäume der Königs- und Helden-geschlechter auf Zeus, so waren die der nordischen auf Odin zurückgeführt gewesen. Als Odins Verehrung erlosch, verlängerte man sie bis Noah oder Japhet, und Odin ward aus dem göttlichen Urheber des Geschlechts nur ein menschliches Glied in der Reihe. Bedürfte es noch eines Beweises, daß diese Genealogien nicht aus umgeformten und geschmückten historischen Erinnerungen entstanden sind, sondern aus dem religiösen Gefühl; daß ihr Werth nicht in ihrer Länge bestand, sondern in der herbeigeführten Verbindung der gegenwärtigen Geschlechter mit den alten Göttern: so würde diese Veränderung ihn liefern. Hätte Griechenland das Christenthum erhalten, bevor die Thätigkeit der mythenbildenden Substanz völlig erloschen war, so würden auch hier die Namenreihen der Pelopiden, Aeaikiden, Herakliden von Zeus aufwärts weitergeführt sein und sich in längern Reihen verloren haben, die in den Genealogien des alten Testaments geendet hätten. Der Geist der Weltgeschichte wollte es anders; und die mythenbildende Strömung behielt in Hellas ihren Lauf, wenn sie auch mit vermindertem Gewalt dahinfließ. Im modernen Europa dagegen wurde ihr Bett umgedämmt und in neue Kanäle geleitet. Die alte Religion war als herrschender Glaube gestürzt, aber in veränderter Gestalt lebten die Heidengötter doch in den Gemüthern der Menschen fort. Die christlichen Schriftsteller, die die alten skandinavischen Staldengesänge aufzeichneten und zu einer zusammenhängenden Erzählung verbanden, wie Saxo Grammaticus und Snorre Sturleson, verfahren mit den Gestalten der Sage zum Theil wie die Kirchenväter mit den Griechengöttern d. h. sie erklärten sie für böse Dämonen und schlaue Zauberer, die die Menschen mit falschem Glauben an ihre Göttlichkeit zu beschwören vermocht hätten. So wie Apollo, der herrliche Gott der Cithar und des Bogens, dem Mittelalter durch die Lehre der Kirche zu einem bösen Teufel geworden war, der mit den Erseindern des Christenthums, den Muselmännern, gemeine Sache machte (mittelalterliche Gedichte nennen ihn Apollis oder Apollhon): ebenso erklärt Saxo Grammaticus den Odin bald als einen Zauberer, bald als einen Dämon oder als den hohen Priester des Paganismus, der seinem Volk so mächtig imponirte,

daß er göttliche Ehren empfing. Es ist sehr interessant, daß Mohammed auf ganz ähnliche Weise das persische Epos zu beseitigen suchte, wie die christliche Kirche Homer und Hesiod. Zuweilen behandelten übrigens die christlichen Schriftsteller des Mittelalters die heidnischen Götter auch nach der Methode des Cicero d. h. als ausgezeichnete und hochbegabte Männer, die durch große Thaten oder ungemene Weisheit göttliche Verehrung erlangt hätten.

Indessen, obwol die alten Sagen ihre Stelle in den Gemüthern der Menschen verloren hatten, dauerte das Verlangen nach mythischer Erzählung ungeschwächt fort. Dieses Verlangen fand seine volle Befriedigung in zwei neuen, bald massenhaft auftretenden Formen der Sagenbildung: der Heiligenlegende und der ritterlichen Poesie, in welchen die beiden hauptsächlichsten Ideale des Mittelalters, das der christlichen Heiligkeit und das des christlichen Ritterthums ihren Ausdruck erhielten.

Beide Gattungen der Sage stimmen sowol ihrer Natur, als auch ihrem Zweck nach mit dem griechischen Mythos völlig überein. Sie wurden in der Absicht erdichtet, Sympathie, Interesse und Ehrfurcht für die Gegenstände der Erzählung hervorzurufen, und entsprachen diesem Zweck nicht nur völlig, sondern fanden auch unbedingten Glauben in einem ganz unkritischen und für die Aufnahme solcher Eindrücke im höchsten Grade disponirten Zuhörerkreise. Die Heiligenlegenden mit ihren zahlreichen Wundern, Heilungen von Krankheiten, Versuchungen und Leiden, Lehren und Geboten sind ebensowentig, als die griechischen Heldensagen, Uebertreibungen und Ausschmückungen wirklicher Thatsachen, sondern es sind Ausströmungen eines allgemein verbreiteten Gefühls, zu dessen Befriedigung sie dienen und von dem sie ihrerseits kräftig unterstügt und bestätigt wurden. Une foi vive, sagt Alfred Maury in seinem essai sur les legendes pieuses du moyen âge, une foi vive veut sans cesse de nouveaux faits qu'elle puisse croire. In den Lebensgeschichten der Heiligen offenbart sich dieselbe Vorstellung von dem beständigen Eingreifen der Gottheit in die Verhältnisse der Menschen und die Gesetze der Natur, wie in den homerischen Gedichten: fortwährend zeigt sich Gottes Hand auch in den geringfügigsten Umständen, um der begünstigten Persönlichkeit Hilfe zu leisten, so völlig ist der wissenschaftliche Standpunkt bei Betrachtung der Naturerscheinungen von dem religiösen absorbiert. Vermöge des unmittelbaren Einflusses der Gottheit thun die Heiligen eine Reihe von Wundern, die bei allen ziemlich dieselbe ist. Gewöhnlich wird ihnen in ihrer Jugend durch eine Vision oder Prophezeiung ihre Zukunft enthüllt. Sodann vollbringt der Heilige die nöthigen Wunder; er gibt Blinden das Gesicht, Tauben das Gehör, Stummen die Sprache, Laumen den Gang wieder, heilt Besessene, weckt Todte und wird von seinem bevorstehenden Ende durch einen Traum in Kenntniß gesetzt. Auf seinem Grabe geschehen schließlich noch andere Wunder, die den obigen ähnlich

sind. Das Bedürfniß der Gläubigen nach diesen Legenden war unersättlich, aber die mythenbildende Substanz war nicht minder unerschöpflich in seiner Befriedigung. Die große holländische Sammlung von Lebensgeschichten der Heiligen, die das ganze Jahr umfassen sollte, erstreckt sich nur auf die neun ersten Monate von Januar bis October, die dreiundfunzig Foliobände einnehmen. Der Monat April füllt drei Bände und gibt die Biographien von 1472 Heiligen. Hätte sich die Sammlung über das ganze Jahr erstreckt, so würde die Gesamtzahl der Biographien mindestens 25,000, vielleicht noch mehr betragen haben.

Wenn der Glaube, den die katholische Heiligenlegende im Mittelalter fand, völlig dem Glauben der Griechen im mythenbildenden Zeitalter an ihre Heldensage entspricht, so gleicht sich auch die Kritik, die spätere ungläubige Perioden in Bezug auf beide Gattungen der Sage geübt haben, außerordentlich. Diese Kritik findet eine Intervention der Gottheit in außerordentlichen Fällen und bei großen Ereignissen glaubwürdig oder doch wenigstens motivirt, aber ein fortwährendes Eingreifen in den naturgemäßen Gang der Dinge erscheint ihr nicht mit der göttlichen Würde verträglich. Der geistvolle Literaturhistoriker Ampère findet es in der Legende des heiligen Columbanus kindisch, daß ein Rabe dem Heiligen seine Handschuhe holt. Aber dieser Zug ist ganz im Charakter des mythenbildenden Zeitalters. Nach einer griechischen Sage, die Hesiod erzählt, wurde Apollo von der Untreue einer Geliebten durch einen Raben benachrichtigt. Pindar, der einen sehr hohen Begriff von der Würde der Götter hatte, fand dieses mit der Allwissenheit des Orakelgottes nicht vereinbar und ließ es aus; wofür er von einem altgriechischen Commentator sehr gelobt wird, der ganz wie Ampère die Geschichte mit einem Raben für kindisch erklärt. Sobald man einmal Wunder statuirt, muß es in der That dem Gefühl jedes Einzelnen überlassen bleiben, welche Erscheinung er zu den wunderbaren, und welche zu den natürlichen rechnen will. Die Worte des alten Geschichtschreibers Dionysius von Halikarnas über ein Wunder, das Westa geschehen ließ, um eine ungerecht beschuldigte Jungfrau von der Anklage zu reinigen, könnten heute von einem katholischen Geistlichen geschrieben sein, wenn man überall statt „die Götter“, Gott oder die Heiligen setzt. „Die Anhänger der atheistischen Formen der Philosophie (wenn wir diese Philosophie nennen dürfen), die alle sichtbaren Offenbarungen der Götter unter Griechen und Barbaren verspotten, werden natürlich auch diese Erzählungen ins Lächerliche ziehen, und sie dem eiteln Gerede der Menschen zuschreiben, als wenn überhaupt keiner der Götter sich um die Menschheit kümmere. Diejenigen aber, die ihre Forschungen weiter fortgeführt haben und glauben, daß die Götter nicht gegen die menschlichen Angelegenheiten gleichgiltig, sondern dem Guten geneigt und dem Schlechten feindlich gesinnt seien, diese werden solche sicht-

bare Offenbarungen nicht für unglaublicher als andere halten.“ Auch Plutarch (ein Schriftsteller, der bei aller Liebenswürdigkeit äußerst wenig Urtheil besaß) war sehr im Zweifel darüber, wo bei der Erzählung von Wundern der Historiker die Grenze zu ziehen habe, und eine große Anzahl der Schriftsteller des späteren Heidenthums (die Epikuräer ausgenommen) steht auf demselben mittleren Standpunkte: ihre Pietät erlaubt ihnen nicht die Sage ganz zu verworfen und ihre Kritik nicht sie ganz zu glauben.

Dieselbe Disposition der Gemüther, welche dies Verlangen nach der Heiligenlegende hervorgerufen hatte, schuf auch den reichen Vorrath romantischer Epen, in denen das chevalereske Ideal des Mittelalters seinen Ausdruck fand. Die Sagen von König Artus, Karl dem Großen, den Nibelungen waren für die Engländer, Franzosen und Deutschen des 12. und 13. Jahrhunderts dasselbe, was die Sagen von Herakles und Theseus, den Argonauten und dem trojanischen Kriege für die Griechen gewesen waren. Sie waren weder anerkannte Dichtung noch beglaubigte Geschichte, sie waren Erzählungen, wie sie von Geistern aufgenommen und festgehalten wurden, die nicht das Verlangen haben, nach der Evidenz zu forschen und die Nothwendigkeit davon nicht einsehen. Die Chronik Turpins wurde bekanntlich nicht nur für echte Geschichte gehalten, sondern auch durch eine infallible Autorität, Papst Calixtus II., dafür erklärt. Noch im Jahr 1366 wurde sie in die von Skardius zu Frankfurt gedruckte Sammlung der ältesten deutschen Schriftsteller aufgenommen. Nun ist zwar Karl der Große eine geschichtliche Persönlichkeit, aber wenn wir dieses nicht durch Zeugnisse wüßten, die von der Sage unabhängig sind, so hätten wir durchaus keinen Beweis dafür. In der That hat auch der Karl der Große der Sage mit dem Karl dem Großen der Geschichte außer dem Namen fast nichts gemein. Der Karl der Große der Sage unternimmt einen Zug in das heilige Land, erobert Jerusalem und bemächtigt sich der Dornenkrone und anderer Reliquien aus der Zeit Christi. Diese bringt er nach Rom, von wo sie aber durch einen Saracenenemir Namens Balan an der Spitze eines Heeres nach Spanien entführt werden. Nun zieht Karl der Große wieder nach Spanien, um die Reliquien den Saracenen zu entreißen. Auch König Artus ist vielleicht eine historische Person, obwol dies aus Mangel an Zeugnissen außerhalb der Sage nicht zu constatiren ist; aber ihn sowol als Karl den Großen haben die romantischen Dichter zum Gegenstande ihrer Erzählungen gemacht, nicht um geschichtlich beglaubigte Thatsachen zu verherrlichen, sondern um ihren Idealen Gestalt zu geben. Diese Erzählungen wurden ohne Verdacht angenommen und für wahr gehalten, weil sie mit der Empfindungsweise der Zeit im Einklange waren und ebensowol die Wissbegierde als die Sympathien der Hörer zufrieden stellten.

Ganz auf demselben Boden wie in Frankreich die Romane von den karo-

lingischen Helden und in England die Geschichte von der Tafelrunde, sind im skandinavischen Norden die Wolsungensage und in Deutschland die Nibelungen erwachsen. Auch hier hat man versucht, aus Siegfried und Dietrich von Bern historische Personen zu machen, aber der große Kenner des deutschen Alterthums, auf den sich Grote hier beruft, Jacob Grimm, hat in seiner Mythologie ihren rein mythischen Charakter nachgewiesen. Doch ebensowenig wie hier die richtige Ansicht allgemein anerkannt ist, hat sie auf andern Gebieten der Sage sich allgemeine Geltung verschaffen können; so z. B. kommen unsre Historiker immer von neuem in Versuchung, die Epen Ferdinands als Quellen der ältesten persischen Geschichte zu behandeln. Diese Mythenforscher, die sich von der halbhistorischen Theorie nicht losmachen können, sind also nicht viel strengere Kritiker, als die gegenwärtigen Perser, von denen der geistvolle Verfasser des Hadschi-Baba, Morier, mittheilt, daß sie das Schah-Namah für ihr ältestes Geschichtsbuch halten.

Der geistige Standpunkt des Publicums der Sagenpoesie war im Ganzen zwar im Mittelalter derselbe wie im griechischen Alterthum; auf beiden Seiten dasselbe lebhaftes Verlangen nach Erzählungen, die den allgemein verbreiteten Gefühlen entsprechen, und dieselbe Abneigung und Unfähigkeit ihre Wahrheit zu prüfen. Aber für die griechische Sage waren die Hörer ungleich günstiger zum unbedingten Glauben disponirt. Sie war bis zum sechsten Jahrhundert vor Christus die einzige geistige Nahrung, die ihnen geboten ward: es gab keine Prosa, keine Geschichte, keine Philosophie. Im Mittelalter waren wenigstens die Anfänge von allem diesem vorhanden, ein Theil der Gesellschaft hatte eine Art von wissenschaftlicher Bildung und folglich eine Art von Befähigung zur Kritik. Außerdem war im Mittelalter die Epik, obgleich mit religiösen Ideen erfüllt, doch nicht gradezu mit der Religion verwachsen und fand nicht immer bei der Geistlichkeit Gunst; während die Helden der griechischen Epik nicht nur auf tausend Arten mit der bestehenden Verehrung, den Gebräuchen und heiligen Orten verbunden waren, sondern Homer und Hesiod sogar für die Begründer der griechischen Theologie galten. Die griechische Sagenpoesie war also von störenden Einflüssen freier und mit der Denk- und Gefühlsweise des Publicums in innigerem Einklang als die mittelalterliche. Wenn diese trotzdem bis zu einem so hohen Grade Glauben fand, daß die höchste Autorität der Christenheit Turpins Chronik für eine geschichtliche Quelle erklärte, wie völlig und unbedingt muß dann im Zeitalter des epischen Gesanges der Glaube der Griechen an „die ruhmvollen Thaten früherer Männer“ gewesen sein!

Diese Mittheilungen werden hoffentlich hinreichen, um von Grotes Behandlung der griechischen Mythologie einen Begriff zu geben. Wir enthalten uns weiterer Bemerkungen; den wen diese Proben nicht von ihrer Tüchtigkeit

überzeugen, für den wäre weitere Empfehlung überflüssig. Wir hegen die zuversichtliche Hoffnung, daß das Buch in der Uebersetzung von Dr. Fischer einen weiten Leserkreis finden werde.

Die Elbzölle.

Wir haben in dem vorigen Hefte dieser Zeitschrift die Elbzölle im Allgemeinen und den stader Zoll insbesondere betrachtet, es liegt uns noch eine kurze Orientirung ob über die sonstigen Zölle, welche die Schifffahrt auf der Elbe belasten. Wie erwähnt, verzögerte sich die Zusammenkunft der Bevollmächtigten der Elbuferstaaten zur Feststellung einer Elbschifffahrtsacte bis zum Juni 1819 und erst 1821 kam die Vereinbarung über die künftig zu erhebenden Zölle zu Stande. Man wird nicht sagen können, daß dieselbe auch nur den gemäßigtsten Wünschen des Verkehrs entsprochen hätte, es klingt fast wie ein Spott, wenn der Vertrag sagt, die Schifffahrt auf der ganzen Elbe solle frei sein, und gleich darauf hinzusetzt, die Zahl der Zollstätten zwischen Melnik und Hamburg sollte auf vierzehn reducirt, und der Normalzollsatz für den Centner solle auf 27 gGr. 6 Pf. C. M. herabgesetzt werden; außerdem blieb noch eine Recognitionsgebühr für das Fahrzeug bestehen, nur wenige Artikel und außer Getreide fast ohne Bedeutung wurden niedriger tarifirt. Dies war sicherlich nicht die Verwirklichung der Verheißung, welche die wiener Congreßacte Art. 111 gegeben: „On partira néanmoins en dressant le tarif du point de vue d'encourager le commerce en facilitant la navigation,“ und keineswegs war, wie derselbe Artikel weiter zusagt, die Rheinschifffahrtsoctroi als „norme approximative“ genommen. Die Elbuferstaaten, welche am meisten bei der Herabsetzung der Zölle interessirt waren, und diese doch gegen das Widerstreben der andern Staaten nicht durchsetzen konnten, brachten wenigstens eine Bestimmung in den Vertrag (Art. 30), daß sich von Zeit zu Zeit eine Revisionscommission versammeln solle, welche die Beobachtung der bestehenden Stipulationen überwachen und alle thunlichen Erleichterungen für Handel und Schifffahrt berathen solle. 1824 kam eine solche Commission zum ersten Male in Hamburg zusammen, aber die liberalen Vorschläge Preußens, Sachsens und Hamburgs in Bezug auf die Herabsetzung des Tarifes scheiterten an dem Widerstande Dänemarks, Hannovers und hauptsächlich Mecklenburgs, welche meinten, der Zeitraum des Bestehens der Elbschifffahrtsacte sei zu kurz, die Erfahrung über die Wirksamkeit der bestehenden Stipulationen zu gering, um durchgreifende Aenderungen zu motiviren. Der Zusammentritt der nächsten Revisionscommission